

Catherine Shepherd

# Düsteres Wasser

Julia-Schwarz-Thriller · Band 7

---

**LESEPROBE**

Copyright der Originalausgabe © 2022

Catherine Shepherd

Alle Rechte vorbehalten.

## Prolog

Die Musik dröhnt durch den Club. Ich spüre den Bass, der meine Füße vibrieren lässt. Der Alkohol rauscht durch meine Adern. Ich fühle mich so lebendig wie nie und schwinge die Hüften im Rhythmus des Songs. Der Barkeeper schenkt mir ein Lächeln. Ich proste ihm zu. Dann leere ich den Cocktail fast in einem Zug. Jemand zieht mich auf die Tanzfläche. Ein neuer Track beginnt. Mein derzeitiger Favorit. Ich verschmelze mit den Klängen, dem Licht und dem immer schneller werdenden Beat. Mein Körper bewegt sich automatisch. Alles schwingt im gleichen Takt. Ich schließe die Augen und genieße den Moment. Das Lied endet, doch ich höre nicht auf zu tanzen. Eine Freundin wirbelt um mich herum. Sie ist auch voller Energie. Während sie die Arme ausstreckt und ihr langes Haar durch die Luft fliegt, wird mir plötzlich flau im Magen. Die bunten Lichter des Clubs verschwimmen vor meinen Augen. Mir wird übel. Ich brauche Sauerstoff. Mit zusammengekniffenen Lippen stolpere ich von der Tanzfläche und wühle mich durch die vibrierende Menschenmenge. Ein leuchtend grünes Schild markiert den Ausgang. Schwankend bahne ich mir den Weg nach draußen. Mir ist so elend, dass ich mich auf den Rand eines Blumenkübels setzen muss. Ich atme tief ein und wieder aus. Alles dreht sich. Mein Magen rumpelt schmerzhaft. Saures schießt mir durch die Speiseröhre herauf und landet im Kübel.

»Bist du okay?«, fragt ein Mann.

Die Konturen seines Gesichts lösen sich plötzlich auf wie die Lichter im Club. Ich blinzele, doch der Mann bleibt unscharf. Seine Lippen bewegen sich und auf einmal hat er zwei Münder und vier Augen. Sie beginnen sich zu drehen. Ich muss hier weg, bevor ich mich abermals übergebe.

»Alles in Ordnung«, erkläre ich und taumele an ihm vorbei in Richtung Park.

»Bist du sicher?«

Ich bringe ein Nicken zustande und beschleunige meine Schritte, so gut es geht. Es fehlte gerade noch, dass der Kerl mir beim Würgen zusieht. Ich habe ein Ziel, den Park und einen Baum, hinter dem ich mich unbeobachtet ausruhen kann. Obwohl mir ganz fürchterlich schwindlig ist, werfe ich einen vorsichtigen Blick über die Schulter. Der Mann mit den zwei Mündern ist stehen geblieben. Seine vier Augen mustern mich. Ich wende mich ab und fixiere einen dicken Baumstamm. Hätte ich bloß nicht so viel getrunken. Die Party ist toll. Ich will unbedingt zurück. Nur ein paar Minuten Pause, dann geht es mir bestimmt wieder gut. Ich stapfe tapfer weiter. Der Baum erhebt sich vor mir, endlich habe ich es geschafft. Mit einem Seufzer lasse ich mich gegen seinen Stamm sinken. Ich atme tief durch. Die Übelkeit hat sich in bleierne Schwere verwandelt. Ich schaffe es kaum, die Augen aufzuhalten. Auf den letzten Cocktail hätte ich besser verzichten sollen. Mein Energielevel hat den Nullpunkt erreicht. Irgendetwas stimmt nicht. Ich habe schon oft getrunken, aber heute fühlt es sich wie ein Albtraum an. Der Schwindel lässt einfach nicht nach, dazu diese erdrückende

Müdigkeit. Frustriert raffe ich mich auf, denn mir wird klar, dass ich Ruhe brauche. Der Abend ist gelaufen. Ich will nur noch in mein Bett.

Ich mache ein paar Schritte zum Club. Vielleicht wartet dort ein Taxi. Doch plötzlich steht der Kerl mit den zwei Mündern wieder vor mir. Seine dunklen Augen funkeln böse. Ich gerate in Panik und beginne mit letzter Kraft zu laufen. Bloß fort, bevor er mich ins Gebüsch zertrümmert. Aber er versperrt mir den Weg. Ich winde mich an ihm vorbei und renne auf eine Laterne zu. Mein Fuß stößt gegen ein Hindernis. Ich falle. Es knirscht unter mir, während ich von einer Welle des Schmerzes überflutet werde. Grelle Blitze explodieren in meinem Kopf.

Aus der Ferne vernehme ich meinen Namen. Er hört sich an wie ein Fremdkörper. Ich kenne die Stimme, die ihn gerufen hat.

»Hilfe«, krächze ich und rappelle mich auf. Ich blicke an mir hinunter und beginne zu zittern. Überall ist Blut, an den Knien und den Unterarmen. Dicke Glasscherben haben sich in mein Fleisch gebohrt.

»Hilfe«, stammele ich erneut. Zum Schreien fehlt mir die Kraft.

Ich taumele weiter. Das Licht der Straßenlaterne blendet mich. Ich habe die Orientierung verloren. Vor meinen Augen tanzen dunkle Flecken. Ich habe keine Erklärung dafür. Vielleicht hat mir irgendwer etwas in den Cocktail getan. Ich aktiviere die letzten Kraftreserven und stolpere vorwärts. Hinter mir atmet jemand schwer. Das muss der Mann sein.

Ich weiß, dass er mich anstarrt. In einiger Entfernung taucht eine Brücke auf. Wie bin ich bloß hierhergekommen? Ich beginne erneut zu laufen. Zumindest versuche ich es. Mit bleischweren Füßen und den schmerzenden Knien kann ich kaum mehr als humpeln. Der Anblick eines elfenbeinfarbenen Autos verleiht mir neue Kräfte. Doch schon nach ein paar Schritten spüre ich plötzlich eine Hand auf der Schulter. Meine Füße lösen sich vom Boden. Ich schwebe und auf einmal stehe ich auf dem Brückengeländer. Unter mir schmatzen schwarze Wellen. Sie rufen mich. Und bevor ich noch irgendetwas denken kann, falle ich. Ich stürze in die Tiefe, hinab in den dunklen Fluss. Eiskaltes Wasser fängt mich auf und strömt mir durch Mund und Nase. Es betäubt die Schmerzen und zieht mich auf den Grund. Meine Lunge füllt sich mit Flüssigkeit, doch es tut nicht weh. Es dauert nicht lange und ich versinke in der Dunkelheit.

## Kapitel 1

Julia Schwarz starrte in den Spiegel und tupfte sich die schweißnasse Stirn ab. Ihr Magen spielte heute Morgen verrückt. Sie überlegte, was sie am Abend zuvor gegessen hatte. Joghurt, ein paar Scheiben Brot und einen Apfel. Sie warf das Papierhandtuch in den Abfalleimer und betrachtete sich. Ihre blasse Gesichtshaut stand im Kontrast zu ihren dunklen Haaren. Die Ringe unter ihren Augen zeugten von einer unruhigen Nacht. Sie schob eine Strähne hinter das rechte Ohr und rückte ihre Brille zurecht. Vielleicht war der Joghurt nicht mehr gut gewesen, oder lag es an dem Kaffee, den sie gleich nach dem Aufstehen hastig getrunken hatte? Julia atmete tief ein und ließ die Luft langsam aus ihrer Lunge strömen. Es ging schon besser. Vermutlich machte ihr einfach der Stress zu schaffen und der wenige Schlaf. Seit einer Woche kam sie jeden Tag eine Stunde früher zur Arbeit als üblich. Im rechtsmedizinischen Institut in Köln herrschte Hochbetrieb. Das Jahresende näherte sich mit großen Schritten und mit ihm erhöhte sich der Zeitaufwand für die Verwaltung. Alles musste heutzutage etliche Male dokumentiert werden. Als ob dadurch auch nur ein Todesfall aufgeklärt würde. Es half jedoch nichts. Julia musste Statistiken erstellen und Kosten erklären. Sie konnte von Glück reden, dass Manfred Holsten ihr treu zur Seite stand. Ihr ehemaliger Chef hatte das Institut bis zu seiner Rente geführt und ihr dann die Leitung übergeben. Noch immer übernahm er für einige Stunden in der Woche den

unangenehmen Bürokratie. Julia konnte sich währenddessen den Toten widmen. Sie war die letzte Instanz, die ihnen eine Stimme geben konnte. Aber der Papierkram war nicht der einzige Grund für die Überlastung. Ein Kollege war krankheitsbedingt ausgefallen. Er fehlte seit zwei Wochen, und wie es aussah, würde das vorläufig auch so bleiben. Er musste sich einer Bandscheibenoperation unterziehen, und Julia war gezwungen, ihn in dieser Zeit irgendwie zu ersetzen. Das war nicht leicht. Dr. Abel arbeitete seit etlichen Jahren als Rechtsmediziner. Mit seiner Erfahrung konnten insbesondere die jungen Ärzte kaum mithalten. Seufzend warf sie einen letzten Blick in den Spiegel und verließ den Waschraum.

Als Julia am Schreibtisch saß, öffnete sie ihre E-Mails und überflog im Kalender die anstehenden Termine für den Tag. Über Nacht waren zwei Obduktionen hinzugekommen. Ein Opfer mit Schussverletzungen und ein möglicher Suizid. Sie studierte die Polizeiberichte zu den Vorfällen. Der Mann war in der Nähe des Hauptbahnhofes in einen Streit verwickelt gewesen und durch einen Pistolenschuss in den Kopf getötet worden. Der mutmaßliche Täter, ein stadtbekannter Dealer, befand sich in Polizeigewahrsam. Das andere Opfer, eine bisher nicht identifizierte junge Frau, hatte die Feuerwehr aus dem Rhein gezogen. Der Leichnam hatte sich an einem Schiffsanleger verfangen und war von einem Spaziergänger gegen vier Uhr in der Nacht entdeckt worden. Die Polizei vermutete einen Suizid, da die Frau einen Abschiedsbrief in der Manteltasche bei sich trug.

Julia beschloss, mit der Frau anzufangen. Sie änderte den Eintrag in ihrem Kalender und verschob die für den Vormittag angesetzte Obduktion um ein paar Stunden nach hinten. Den Mann mit der tödlichen Schussverletzung teilte sie ihrem Kollegen Dr. Neumann zu. Gerade als sie einige Materialbestellungen unterzeichnen wollte, klopfte es zaghaft an der Bürotür.

Julia hielt inne und rief: »Ja, bitte?«

In der Tür erschien Ferdinand Meisner, ein junger Kollege, der vor ungefähr einem halben Jahr im rechtsmedizinischen Institut angefangen hatte. Obwohl Meisner einen sehr guten Abschluss von der Universität vorweisen konnte, schien er nicht besonders selbstbewusst zu sein. Er schaute Julia nicht an, sondern musterte eine Stelle auf dem Boden vor ihrem Schreibtisch.

»Ich muss Sie sprechen«, nuschelte er und schloss umständlich die Tür.

Julia schob die Dokumente beiseite und winkte Meisner zu sich.

»Setzen Sie sich.«

Ferdinand Meisner schlich näher und nahm Platz. Endlich blickte er auf. Mit dem dünnen Bart über der Oberlippe und auf dem Kinn wirkte er viel jünger als Ende zwanzig. Das kurz geschnittene, mit Gel gestylte Kopfhair verstärkte seine jugendliche Erscheinung noch mehr.

»Ich wollte es Ihnen zuerst mitteilen«, begann er leise und Julia ahnte nichts Gutes. Sie hob die Hand und hinderte ihn am Weiterreden.

»Sie wollen jetzt aber nicht kündigen, oder? Ich brauche Sie hier.«

Einen Moment lang dachte Julia, Meisner würde in Tränen ausbrechen. Er schluckte und schlug zerknirscht die Augen nieder.

»Doch, leider. Ich bin nicht für den Umgang mit Toten geschaffen.«

Julia seufzte. Sie hatte es kommen sehen. Sowohl Lenja, ihre Assistentin, als auch Dr. Neumann hatten bereits eine derartige Vermutung geäußert. Ferdinand Meisner hatte mehrere Obduktionen abbrechen müssen, weil ihm übel geworden war.

»Keine Sorge. Sie brauchen sich deswegen nicht schlecht zu fühlen«, erwiderte sie dennoch. »Der Beruf des Rechtsmediziners liegt nicht jedem. Es ist etwas anderes, mit Toten umzugehen als mit Lebenden. Die meisten Ärzte wollen helfen. Bei uns funktioniert das leider nicht mehr. Wir können höchstens noch für Gerechtigkeit sorgen.« Julia lächelte Ferdinand Meisner freundlich an. »In welche Richtung möchten Sie sich denn weiterentwickeln?«

Meisner zuckte unsicher mit den Schultern.

»Ich hatte eigentlich gedacht, ich wäre für die Rechtsmedizin bestimmt. Mich hat vor allem die Aufklärung von Verbrechen schon immer wahnsinnig interessiert. Aber vielleicht habe ich einfach bloß zu viele Serien im Fernsehen geschaut und mir deshalb eine falsche Vorstellung gemacht.« Er breitete die Arme aus und deutete auf die Bürotür.

»Da drüben in den Autopsiesälen ist es kalt, es gibt kaum Sonnenlicht und der Geruch ist wesentlich unangenehmer, als ich erwartet hatte. Das Schlimmste ist, dass ich ihn überhaupt nicht mehr loswerde. Auch zu Hause nicht. Vermutlich bilde ich mir das nur ein. Aber meine Mutter mäkelte ständig an meinem Beruf herum und eine Freundin werde ich damit erst recht nicht finden.« Ferdinand Meisner unterbrach sich und senkte schuldbewusst den Blick. »Tut mir leid. Ich meine das nicht so. Sie und die anderen Kollegen haben ja Familie und niemand scheint sich daran zu stören.«

»Schon gut«, erwiderte Julia und grinste. Genau dieselben Fragen hatte sie sich früher ebenfalls gestellt. Sie war heilfroh, dass es Florian tatsächlich nichts ausmachte, womit sie sich tagein, tagaus beschäftigte. Jedenfalls behauptete er das, und nach all der Zeit, die sie inzwischen zusammen waren, glaubte sie ihm.

»Unser Beruf ist nicht für jeden etwas, und man kann das oft erst herausfinden, wenn man täglich hier arbeitet. Ich bin Ihnen nicht böse, sondern kann Ihre Beweggründe wirklich nachvollziehen. Aber zurück zu meiner Frage: Welches Fachgebiet könnten Sie sich vorstellen? Vielleicht kann ich Sie weiterempfehlen.«

Meisners Augen wurden groß. »Das würden Sie für mich tun?«

Julia nickte. »Selbstverständlich. Ich halte Sie für einen guten Mediziner. Außerdem erfordert es Mut, die eingeschlagene Richtung zu wechseln.«

»Ich würde es gerne mit der inneren Medizin versuchen. Ich denke, diese Fachrichtung liegt mir.«

Julia überlegte, zu wem sie Meisner schicken könnte. Ein ehemaliger Studienkollege kam ihr in den Sinn.

»Ich werde Doktor Tobias Walther kontaktieren. Er ist an der Uniklinik in Bonn tätig und vielleicht kann er etwas für Sie tun.«

»Das wäre traumhaft.« Die Blässe in Ferdinand Meisners Gesicht wich allmählich wieder einer gesunderen Farbe. »Danke, Doktor Schwarz. Das ist wirklich sehr nett von Ihnen.« Meisner erhob sich von seinem Stuhl, blieb jedoch neben ihrem Schreibtisch stehen.

»Keine Ursache«, entgegnete Julia. »Bevor ich es vergesse, ich möchte gleich eine Frau obduzieren. Sie können gerne mithelfen. Eine Weile sind Sie ja noch bei uns.«

Ferdinand Meisner schluckte bestürzt. »Wissen Sie. Ich glaube ... ich kann das nicht. Es ist ...« Er sprach nicht weiter und starrte wieder hilflos auf seine Schuhspitzen.

»Also gut. Schnappen Sie sich andere Aufgaben. Vielleicht unterstützen Sie Doktor Neumann bei den Autopsieberichten«, sagte Julia.

»Danke«, erwiderte Meisner erleichtert. Julia sah zu, wie der junge Arzt nahezu leichtfüßig aus ihrem Büro entschwand. Ihm war offenbar eine große Last von den Schultern gefallen.

Sie seufzte und machte sich zum Kühlraum auf. Sie würde sich überlegen müssen, wie sie Ferdinand Meisner am besten ersetzte. Auf Dauer konnte sie dem Team nicht noch mehr

Überstunden zumuten. Sie arbeiteten jetzt schon am Anschlag. Doch für die Rechtsmedizin interessierten sich nicht sonderlich viele Studenten, und Meisner war zudem nicht der Erste, der nach wenigen Monaten das Handtuch warf.

Bevor Julia die Klinke in die Hand nehmen konnte, hörte sie schnelle Schritte hinter sich. Lenja hastete auf sie zu. Auf ihrer Stirn standen trotz der winterlichen Temperaturen Schweißperlen.

»Tut mir leid, ich bin spät dran. Mein Fahrrad hat einen Platten. Ich habe es stehen lassen und bin den Rest des Weges zu Fuß gegangen.« Sie schnaufte und wischte sich den Schweiß mit dem Ärmel ab. Ihr Blick wanderte zur Tür. »Du hast noch nicht angefangen, da bin ich aber froh. Ich dachte schon ...« Lenja hielt mitten im Satz inne und betrachtete Julia. »Ist was passiert? Du wirkst blass.«

»Nein, nein.« Julia hob abwehrend die Hände und öffnete den Kühlraum. »Kein Drama, aber Ferdinand Meisner hat gerade gekündigt. Die Rechtsmedizin liegt ihm nicht. Er möchte lieber mit lebenden Menschen zu tun haben.«

Lenja stieß einen verächtlichen Laut aus. »Das hatte ich befürchtet. Doktor Neumann hat mir letzte Woche gesteckt, dass er sich vor einer Obduktion gedrückt habe. Er ist einfach zu spät zur Arbeit erschienen. Dabei ging es um eine ältere Frau. Nichts Dramatisches, und wie erwartet hat sich am Ende herausgestellt, dass es ein natürlicher Tod war.« Lenja zog die Augenbrauen in die Höhe. »Und was machen wir

jetzt? Wir brauchen dringend einen neuen Assistenzarzt oder eine -ärztin.«

Julia verzog die Miene. »Frau Brandt soll eine Anzeige aufsetzen und diese überall verteilen. Wir können nur hoffen, dass sich schnell jemand meldet. Du kennst nicht zufällig eine geeignete Kandidatin oder einen Kandidaten?«

Lenja schüttelte den Kopf. »Spontan nein. Aber ich höre mich gerne mal um. Vielleicht hat Marcel eine Idee.«

Julia nickte dankbar. Lenjas Freund studierte Medizin und hatte möglicherweise ein paar Kontakte zu interessierten Studenten. Sie musste dieses Personalproblem unbedingt in den Griff kriegen. Es lag nicht bloß an Ferdinand Meisners Kündigung. Auch so liefen die Kollegen bereits seit Monaten auf dem Zahnfleisch. Die Verwaltung versuchte den Personalhaushalt weiter zu reduzieren. Zudem stieg die Anzahl der Gewaltverbrechen und mit ihr die zu obduzierenden Todesfälle kontinuierlich an. So konnte es nicht weitergehen. Sie würde um mehr Stellen kämpfen müssen, damit sich die Lage verbesserte.

»Ich wollte heute mit einer unbekannten Toten beginnen. Den ursprünglichen Fall habe ich verschoben, weil es sich vermutlich um einen Herzinfarkt handelt und daher um eine natürliche Todesursache.« Julia winkte Lenja mit sich in den Kühlraum. »Die Tote wurde aus dem Rhein gezogen. Ihr Körper hatte sich an einem Schiffsanleger verfangen. Die Polizei vermutet einen Suizid.«

Julia überflog die Liste, auf der die belegten Fächer aufgeführt waren.

»Nummer acht in Schrank drei«, sagte sie.

Lenja eilte zum Schrank und entriegelte das untere Fach. Sie zogen den Leichnam heraus und hoben ihn auf den Transportwagen.

Im Obduktionssaal verfrachteten sie die Tote auf den Sektionstisch und öffneten den Leichensack. Zerzaustes, noch nasses, blondes Haar quoll hervor. Nach und nach kam eine junge Frau von vielleicht fünfundzwanzig Jahren, schlank und nicht sonderlich groß, in völlig durchnässter Kleidung zum Vorschein. Sie trug eine enge schwarze Hose und einen lilafarbenen Wintermantel. Ihre Hände steckten in hellen Lederhandschuhen und die Füße in kniehohen Fellstiefeln. Julia betrachtete das Gesicht, das aufgedunsen und schmutzig wirkte. Die Augen waren erstaunlicherweise geschlossen, der Mund hingegen leicht geöffnet. Zwischen den Lippen hing etwas Grünliches, möglicherweise eine Alge oder eine andere Wasserpflanze aus dem Rhein.

»Ihr Gesicht zeigt etliche Abschürfungen, wie das oft bei Ertrunkenen der Fall ist«, stellte Julia fest. »Sie werden häufig von der Strömung über den Grund des Gewässers vorangetrieben und stoßen dabei gegen Steine und Unebenheiten. Aufgrund ihres Zustandes schätze ich, dass sie nicht lange im Wasser getrieben ist.« Julia zog den Handschuh von der rechten Hand der Toten und inspizierte ihn unter der Lampe. »An dem Leder befinden sich ebenfalls Schleifspuren.«

Lenja nahm sich den linken Handschuh vor. »Hier auch, und der Mantel ist aufgerissen. Ebenso die Hose an den

Knien. Wieso glaubst du, dass sie nicht lange im Rhein getrieben ist?»

»Wasserleichen treiben immer in Bauchlage. Wenn sie über den Grund gleiten, entstehen Schleifspuren an Händen, Knien, Füßen und am Kopf. In diesem Fall sind sie allerdings nicht sonderlich ausgeprägt.« Julia deutete auf die Hände der Frau. »Es hat sich auch noch keine Waschhaut ausgebildet. Je nach Gewässer dauert das einige Tage und nach ungefähr zwei Wochen findet eine Besiedlung der Haut mit Algenrasen statt. Das ist hier nicht der Fall. Lass uns den Polizeibericht durchlesen, bevor wir loslegen. Ich habe ihn vorhin nur überflogen.« Julia ging zu einem Schreibtisch an der Wand und rief auf dem Computer das Dokument auf. Lenja schaute ihr über die Schulter. Der Bericht umfasste lediglich ein paar Zeilen. Die Tote war gegen vier Uhr nachts am Rheinufer von der Feuerwehr geborgen worden. Ein Mann hatte sie während eines Spaziergangs mit seinem Hund entdeckt. Julia hob die Augenbrauen.

»Die Polizei hat auch den Abschiedsbrief eingescannt«, murmelte sie, öffnete das beigegefügte Dokument und studierte die fein geschwungene zierliche Handschrift.

*Ich bin schuldig und kann so nicht weiterleben. Es tut mir leid.*

»Merkwürdig«, sagte Lenja. »Sie hat den Brief nicht unterschrieben und an niemanden adressiert.«

»Das stimmt. Außerdem ist das Papier in Folie eingeschweißt und die Polizei hat sonst nichts in ihren Taschen gefunden. Keinen Ausweis, kein Portemonnaie,

nichts außer diesen wenigen Abschiedsworten.« Julia betrachtete nachdenklich den Text.

»Der Brief wirkt irgendwie nicht sonderlich authentisch.« Sie vergrößerte das Dokument. »Sieh dir das an, Lenja. Die Schrift sieht eckig und verkantet aus.«

Lenja nickte. »Meinst du, die Frau wurde gezwungen, diese Zeilen zu schreiben?«

Julia zuckte mit den Achseln. »Ich will nicht spekulieren, lass uns mit der Obduktion beginnen und erst mal herausfinden, woran sie gestorben ist.«

Sie durchsuchten zunächst gründlich die Taschen des Mantels und der Hose. Wie erwartet waren sie leer. Die Polizei hatte alles schon vor ihnen überprüft. Julia zog der Frau den Mantel aus und legte ihn auf eine große Folie, damit er später als Beweismittel ins Labor gebracht werden konnte. Als Nächstes nahm sie sich die Stiefel vor, während Lenja die Haare der Toten ordnete und die Kopfhaut auf Verletzungen untersuchte. Dunkelrote durchnässte Socken kamen unter den Stiefeln hervor. Julia zupfte an der linken Socke und stutzte. Einige unregelmäßige Konturen auf der Fußsohle fielen ihr ins Auge. Mit der Lupe betrachtete sie die Unterseite des Fußes. Dann entfernte sie die Socke vorsichtig und hielt gleichzeitig die Luft an.

In der nackten Fußsohle steckten etliche Glassplitter, die tief in die Haut eingedrungen waren. Julia fuhr mit der behandschuhten Fingerspitze über eine scharfe Kante. Überrascht befreite sie den anderen Fuß von der Socke. Die

Splitter hatten sich in die komplette Sohle eingegraben. Sogar die Zehen waren nicht verschont geblieben.

»Das musst du dir ansehen.« Sie bedeutete Lenja mit einer Handbewegung, zu ihr um den Tisch herumzukommen, und griff nach der Pinzette. Ganz langsam löste sie einen Splitter aus dem Fleisch.

»Das ist dickes Glas, wie von einer Flasche.« Sie maß mit einem Lineal nach. »Das sind exakt zwei Millimeter. Das Grün erinnert mich an eine Bierflasche.«

Sie begutachtete die klaffende Wunde, die der Splitter hinterlassen hatte.

»Ich erkenne keine Fasern von den Socken in den Wunden, die Frau muss demnach barfuß in die Scherben getreten sein.«

Lenja sah Julia erschrocken an. »Du meinst, sie hat zu diesem Zeitpunkt noch gelebt? Die Füße sehen wirklich schrecklich aus.«

Julia deutete auf die dunkelroten Verfärbungen unter der Haut. »Das dürfte Blut sein. Das meiste wurde vermutlich durch das Flusswasser herausgewaschen, aber es spricht dafür, dass ihr Herz noch geschlagen hat, als sie über die Scherben gegangen ist. Auch die Schwellungen um die Splitter herum deuten darauf hin.«

Lenja zog die Stirn kraus. »Sie ist erst barfuß über diese spitzen Glassplitter gelaufen und hat sich dann ihre Socken und die Stiefel wieder angezogen?«

Julia griff sich an die Brille und schob sie ein Stück den Nasenrücken hinauf. »Ich denke nicht, dass sie das freiwillig getan hat.«

Lenja schwieg entsetzt.

»Lass uns die Hose entfernen und nachsehen, ob wir weitere Splitter finden.« Julia nahm eine Schere, hielt jedoch inne. »Kannst du zuerst Fotos machen?«

Lenja fotografierte die Fußsohlen aus verschiedenen Perspektiven. Als sie fertig war, begann Julia das rechte Hosenbein von unten nach oben aufzuschneiden. Am Knie stoppte sie und musterte die Haut.

»Hier stecken keine Scherben, auch wenn die Haut aufgeschürft ist. Demzufolge muss sie über die Scherben gelaufen sein, ohne dabei zu stürzen.« Julia schnitt weiter und legte den Oberschenkel frei, als sie am Schritt ankam, stieß sie auf etwas Hartes. Sie hob den Stoff an und entdeckte ein metallisches Objekt.

»Ich glaube, es ist an der Zeit, die Kriminalpolizei anzurufen«, erklärte Julia und zerschnitt den Rest der Hose.

## **Kapitel 2**

Thea spürte den Schmerz in ihrer Körpermitte und riss abrupt die Lider auf. Verwirrt fuhr sie hoch und schaute in die blauen Augen von Dr. Schönfelder.

»Entspannen Sie sich«, sagte er ruhig, und für eine Sekunde dachte Thea, sie könnte sich wieder fallen lassen.

Sie streckte sich auf der Liege aus, doch ihr Unterbauch fühlte sich an, als würde er aufgerissen werden. Sie hielt es keinen Augenblick länger aus. Sie sprang auf und schüttelte den Kopf.

»Ich möchte mit der Hypnose nicht weitermachen«, stieß sie aus und griff sich mit beiden Händen an die Schläfen. Plötzlich drehte sich alles um sie herum. Fast so wie damals in jener Nacht, die ihr Leben für immer verändert hatte.

»Schon gut«, säuselte der Arzt. Er bedachte sie mit einem verkrampften Lächeln. Thea glaubte, ihm anzusehen, dass er enttäuscht war. Doch sie musste an sich denken, nicht an ihn. Auch wenn sie ihn mochte und nicht frustrieren wollte.

»Ich komme morgen wieder«, erklärte sie und huschte zur Tür, bevor Dr. Schönfelder etwas sagen und sie womöglich zur Umkehr bewegen konnte.

Kaum dass sie vor dem Behandlungszimmer stand, beruhigte sich ihr Atem. Die schrecklichen Bilder in ihrem Kopf lösten sich auf. Sie schritt den langen Flur entlang und blieb vor dem bodentiefen Fenster stehen, das ihr einen Blick auf den Garten erlaubte. Gestern hatte es geschneit. Die Sonne zauberte glitzerndes Eis auf die kahlen Äste der Bäume und brachte sie zum Glänzen. Die Welt sah aus, als wäre sie mit Puderzucker bestäubt. Thea mochte den Winter eigentlich nicht, doch heute war es anders. Sogar der Himmel zeigte ein wenig Blau. Die Wolken hatten sich verzogen und mit ihnen das Grau, das sonst auf Theas Stimmung drückte. Sie nahm die Treppe ins Erdgeschoss, zog sich einen dicken Mantel an und ging nach draußen.

Das gefrorene Gras knirschte unter ihren Stiefeln. Sie folgte den Fußspuren, die jemand im Schnee hinterlassen hatte. Ein kalter Windstoß zerzauste ihr Haar. Sie zog die Kapuze tief in die Stirn und stapfte auf Zehenspitzen über die Schneedecke, wobei sie sich bemühte, nur in die Fußabdrücke zu treten. Es schneite so selten in Köln, dass sie das kostbare Weiß nicht zerstören wollte. Die glitzernde Winterlandschaft erfüllte ihr Herz mit Freude. Die kalte Luft in ihren Lungen ließ sie spüren, dass sie noch am Leben war. Trotz allem, was ihr passiert war, hatte sie überlebt. Thea beschleunigte vorsichtig ihre Schritte und schlüpfte durch einige Büsche, hinter denen sich eine Bank befand.

»Dich hätte ich hier nicht erwartet«, sagte sie und freute sich, ein bekanntes Gesicht zu sehen.

»Frierst du hier draußen nicht?« Alex grinste sie an und unwillkürlich musste sie ebenfalls lächeln.

»Heute nicht. Die Sonne scheint und alles glitzert so schön. Es ist fast wie in einer Märchenwelt.« Thea wischte den Schnee von der Bank und setzte sich zu Alex. Sie lehnte ihren Kopf an seine Schulter.

»Wie geht es dir?«, fragte sie leise.

»Nicht gut«, brummte er.

Thea richtete sich auf und betrachtete ihn verwundert. Alex hatte eben noch so zufrieden gewirkt und nun hatte sich ein dunkler Schatten auf sein Gesicht gelegt.

»Ich habe in der Nacht schlecht geträumt. Weißt du, ein Traum mit Endlosschleife. Man durchläuft sie und durchläuft sie und versucht etwas anders zu machen. Aber egal, was man

tut, das Ergebnis bleibt immer eine Katastrophe.« Er reckte den Kopf in den Himmel. »Was meinst du, wie es da oben ist? Glaubst du an Gott?«

Thea zögerte. Sie hatte an Gott geglaubt, allerdings in ihrem ersten Leben, wie sie es nannte. Danach war sie nie wieder in eine Kirche gegangen.

»Ich weiß nicht«, antwortete sie schließlich.

»Ich glaube nicht an ihn, und trotzdem hoffe ich, dass es ihn gibt. Ist schräg, oder?« Alex grinste sie schief an. »Ich will es wegen Emilia. Du weißt schon.«

»Verstehe«, gab Thea zurück und das tat sie wirklich. Alex hatte seine kleine Schwester tödlich verletzt. Mit seinem nagelneuen Wagen. Deshalb war er hier, in dieser Klinik, um das Trauma zu verarbeiten. Es war ein Unfall gewesen. Er hatte sie nicht sehen können, denn sie war einfach auf die Straße gehüpft. Sie hatte ihn begrüßen wollen und alle Regeln vergessen, die man ihr beigebracht hatte. Mit ihren vier Jahren war sie aus dem Haus gestürmt, zwischen den großen Heckenpflanzen hindurchgekrochen und auf die Straße gesprungen. Alex hatte keine Zeit gehabt zu reagieren. Das Auto erfasste den kleinen Körper seiner Schwester und schleuderte ihn meterweit durch die Luft. Alex wurde von sämtlichen Anklagepunkten freigesprochen. Zwei Gutachter hatten den Unfall analysiert. Natürlich fühlte er sich trotzdem schuldig. Und er würde diese Schuld nie mehr loswerden. Genau wie die schlimmen Bilder, die in Theas Kopf herumschwirrten.

»Ich versuche alles Mögliche, damit Emilia wenigstens im Traum am Leben bleibt«, sprach Alex weiter und seufzte. »Ich fahre langsamer. Ich nehme eine andere Route. Heute Nacht im Traum habe ich sogar versucht, anzurufen und meinen Besuch anzukündigen. Vielleicht hätte Mutter dann auf Emilia aufgepasst und wäre mit ihr zusammen aus dem Haus gegangen. Was für ein Blödsinn, oder?« Er sammelte ein wenig Schnee, formte daraus eine kleine Kugel und warf sie ein paar Meter weit. »Ich hatte damals noch gar kein Handy. Und egal, welche Variante ich mir auch ausdenke, Emilia stirbt immer. In meinem Traum mit dem Handy ist niemand rangegangen. Ich habe es tausendmal klingeln lassen. Es ist fast so, als würde die Katastrophe stets gewinnen. Selbst in meiner Fantasie kann Emilia nicht überleben.«

Thea nickte gedankenverloren. Bis eben hatte sie sich glücklich gefühlt, doch jetzt kamen all die Bilder wieder in ihr hoch, wegen denen sie bei Dr. Schönfelder hochgeschreckt war. Dabei sollte die neue Therapie ihr helfen. Aber seit sie damit begonnen hatte, fühlte sie sich eher schlechter. Sie mochte Dr. Schönfelder, allerdings überzeugte sie sein Behandlungskonzept nicht. Bei Alex schien es ebenfalls nicht zu wirken. Thea bemerkte, wie seine Hände zu zittern begannen. Plötzlich sprang er auf und schaute sie an wie ein gehetztes Tier.

»Ich will nicht mehr leben, Thea!« Er zog den Ärmel seiner Winterjacke hoch und zeigte ihr einen tiefen roten Schnitt am Unterarm. »Ich habe versucht, diesem ganzen Mist ein Ende

zu setzen. Aber ich schaffe es einfach nicht.« Er riss die Arme in die Höhe und lief ohne ein weiteres Wort davon. Er zertrampelte die schöne Schneedecke, die nun aussah wie ein löchriger Teppich. Thea sah ihm hinterher. Sie konnte sich nicht rühren. Sie spürte die Kälte, die ihren gesamten Körper erfasste, und fragte sich unwillkürlich, wie lange es wohl dauerte, bis sie hier draußen erfroren wäre.

## Kapitel 3

Obwohl es fürchterlich roch und Florian sich in Obduktionssälen extrem unwohl fühlte, lächelte er. Julia stand in einem dunkelgrünen Kittel vor ihm. Ihre Hände steckten in Gummihandschuhen und ihr schwarzer Pagenschnitt war unter einer blauen Haube verschwunden. In ihren dunklen Augen spiegelte sich das kalte Deckenlicht, doch Florian kam es so vor, als würde sie ihn anstrahlen. Der Anlass, der ihn ins rechtsmedizinische Institut geführt hatte, war weniger schön. Aber Julia zu sehen entschädigte ihn auf der Stelle. Wie immer, sobald sich das Jahr dem Ende neigte, schien die Arbeit überhandzunehmen. In den letzten Tagen hatte Julia nicht bei ihm übernachtet und es düstete ihn nach ihrer Nähe. Er vermisste es, mit ihr zu reden, ihr Flüstern, wenn er sie in den Armen hielt. Er liebte diese Frau wie keine andere zuvor, und sie wiederzusehen, zeigte ihm schmerzhaft, wie sehr er sie brauchte.

»Hast du schon gefrühstückt?« Julia hauchte ihm einen flüchtigen Kuss auf die Wange.

»Nein. Ist es so schlimm?«, fragte er und sah über ihre Schulter zum Obduktionstisch. Doch Julias Assistentin versperrte ihm die Sicht.

»Es ist nicht sehr appetitlich. Aber ich wollte unbedingt, dass du es siehst«, erklärte Julia.

Sie zog ihn mit sich, darauf bedacht, dass er von dem Leichnam nichts sehen konnte.

»Hier, trink erst mal einen Kaffee mit Milch und Zucker. Ich möchte nicht, dass du umkippst.« Sie goss ihm einen Filterkaffee ein und mischte die Zutaten darunter.

»Würdest du mich wiederbeleben?« Die Vorstellung, dass sie ihn von Mund zu Mund beatmete, gefiel Florian. Es wäre viel angenehmer, als sich mit den Schwerverbrechern abzumühen, die ihnen im Revier derzeit das Leben schwer machten. Ein wenig nagte das schlechte Gewissen an ihm, denn Martin Saathoff schlug sich jetzt ohne ihn mit einem Fall aus dem Drogenmilieu herum, der absolut keinen Spaß brachte. Die großen Clans verstanden es immer besser, ihre Machenschaften zu tarnen. Es mussten mehrere Strohmänner enttarnt werden, bevor man auf die tatsächlichen Hintermänner stieß. Das kostete Unmengen an Arbeitsstunden und vor allem Nerven.

»Natürlich. Wenn du es ertragen kannst, dass ich gerade nach einer Mischung aus Desinfektionsmittel und Verwesung stinke.« Julia sah zu, wie er einen Schluck Kaffee trank, und erzählte ihm dabei, was im Bericht der Polizeistreife über die Tote aus dem Wasser stand.

»Das ist nicht besonders viel«, sagte Florian und stellte die Kaffeetasse ab. »Und jetzt zeig mir, was ihr bei der Obduktion so Bemerkenswertes herausgefunden habt.« Er ging zum Sektionstisch und kniff die Augen zusammen, als er etwas Metallisches registrierte, das sich um die Hüften der Toten und um ihren Schritt schlang.

»Was ist das?«, fragte er, obwohl die Antwort ihm im selben Moment klar wurde.

»Ist das ein Keuschheitsgürtel?« Er deutete auf das Schloss, das auf dem Metall angebracht war.

»Sieht ganz so aus«, erwiderte Lenja mit ihrem finnischen Akzent. »Wir haben noch mehr. Sehen Sie sich die Füße an.«

Florian riss seinen Blick von dem Keuschheitsgürtel los und begab sich zum Fußende des Sektionstisches. Die Fußsohlen der Toten waren gespickt mit Glassplittern.

»Ich dachte, diese Frau wäre ertrunken.« Er rümpfte die Nase und sah sich die Handgelenke an.

»Da sind keine Fesselmale oder Spuren von Gewalteinwirkung zu erkennen. Ist sie etwa freiwillig durch die Scherben gelaufen?«

Julia neigte nachdenklich den Kopf. »Das habe ich mich auch schon gefragt. Wir müssen die Obduktion noch abschließen. Vielleicht erhalten wir dann eine Antwort. Ich finde es jedenfalls merkwürdig, dass eine Frau mit Keuschheitsgürtel und Glassplittern in den Füßen Suizid begeht.«

»Wo ist der Schlüssel?«, fragte Florian.

»Wissen wir nicht. Ihre Taschen waren leer. Alles, was die Polizei gefunden hat, war der nicht unterzeichnete Abschiedsbrief, der ebenfalls Zweifel an einem Suizid weckt.«

»Da waren die Kollegen von der Streife wohl ziemlich voreilig«, bemerkte Florian und ärgerte sich darüber, dass die Kripo nicht sofort hinzugezogen worden war. Er würde veranlassen, dass man den Fundort schnellstmöglich absicherte und auf Spuren untersuchte. Leider waren inzwischen etliche Stunden vergangen und der Fundort höchstwahrscheinlich kontaminiert.

»Immerhin haben sie die Tote direkt zu uns befördert.« Julia entfernte die restliche Kleidung und holte eine kleine elektrische Säge, mit der sie den Keuschheitsgürtel durchtrennte. Sie musste mehrmals ansetzen, weil das Metall widerstandsfähiger war als gedacht. Florian bewunderte die Ruhe, mit der sie arbeitete. Falls sie unter Stress stand, sah er es ihr nicht an.

Julia und Lenja begutachteten die dunkel gefleckte Haut, die unter dem Gürtel zum Vorschein kam.

»Hier sind ein paar Schrammen und kleinere Hämatome«, stellte Julia fest und diktierte den Befund in ein Aufnahmegerät. Lenja schob die Beine der Toten auseinander. Dort fanden sich oberflächlich keine Spuren von Gewalteinwirkung.

»Bisher keine Anzeichen für eine Vergewaltigung.« Julia nahm einen Abstrich aus der Vagina des Opfers, während Florian das Gesicht der Toten betrachtete. Es war ziemlich aufgequollen und dunkel angelaufen. Trotzdem konnte er

erkennen, dass die Frau attraktiv gewesen war. Die zierliche, gerade Nase und die hohen Wangenknochen hatten mit Sicherheit eine große Anziehung auf das männliche Geschlecht ausgeübt.

Julia griff zum Skalpell und begann mit der inneren Leichenschau. Florian zog es vor, die Kleidung der Toten zu begutachten. Seine Kehle wurde trocken, als die Zange die Rippen der Toten mit einem lauten Knacken durchtrennte.

»Die Lungen sind stark überbläht«, diktierte Julia.

Lenja trennte die Lungenflügel heraus. Florian spürte eine leichte Druckwelle, die von seinem Magen zum Kehlkopf aufstieg. Er hatte schon vielen Obduktionen beigewohnt, doch er würde sich niemals daran gewöhnen. Das Schlimmste waren noch nicht mal das Blut oder die leblosen Körper. Es waren die Geräusche und der Geruch, der auch jetzt gerade zu ihm herüberwehte. Er hielt den Atem an, weil die Innereien der Toten eine ekelerregende Note in der Luft verbreiteten. Früher hätte Florian nie gedacht, dass er es riechen könnte, sobald ein Rechtsmediziner einen Leichnam aufschnitt. Er schluckte und musterte den lilafarbenen Mantel der Toten. Dann betrachtete er die Stiefel und die zerschnittene Hose. Etwas klatschte hinter ihm, und er konnte nicht verhindern, einen erneuten Blick auf die Tote zu werfen. Lenja hatte den Magen in eine Edelstahlschale fallen lassen und stach mit einem Skalpell hinein. Eine vergorene Duftnote erfüllte den Raum.

»Ist das Alkohol?«, fragte Florian und konzentrierte sich mühsam auf die Bluse der Toten. Ihre Kleidung machte den

Eindruck, als hätte sie einen Bürojob ausgeübt. Vielleicht bei einer Bank oder einer Versicherung. Die Sachen wirkten hochwertig.

»Ja, im Magen befindet sich eine Menge Flüssigkeit. Es riecht nach Alkohol. Wir schicken Proben ins Labor. Wir haben auch Blut entnommen, um herauszufinden, ob sie Drogen genommen hat«, antwortete Lenja und füllte den Mageninhalt in ein Glas.

Florian runzelte die Stirn. Er hatte keine Ahnung, warum Lenja das tat.

Julia schien seine Gedanken zu erraten.

---

## **Hier endet die Leseprobe.**

Wie geht es weiter?

Das vollständige Taschenbuch finden Sie im Shop von Catherine Shepherd.

**Taschenbuch im Shop ansehen**